

Epoche der Evidenz.

Knoten in einem terminologischen Netzwerk zwischen Descartes und Kant

RÜDIGER CAMPE

Evidenz und Selbstevidenz wurden seit dem 17. und mehr noch im 18. Jahrhundert Schlüsselworte in den Philosophien, die der *Neuen Wissenschaft* nahe standen. Bei Descartes erscheinen sie wie bei Pascal, bei Locke, Leibniz und in der Schule Wolffs, dann wieder, an Locke anschließend in der Common-Sense-Philosophie.¹ *Evidentia* (und ver-

1. Für Descartes ist grundlegend der zweite Teil des »Discours de la méthode«, wo das Wort Evidenz zum ersten Mal als modales Adverb der Erkenntnis (*connaître évidemment*) auftritt, wenn Descartes seine Regel der Gewissheit aufstellt (keine Übereilung, kein Vorurteil), nachdem er dafür drei, in sich aber bisher defekte Vorbilder aufgezählt hat: die Logik – aber Logik ist bisher nur Vermittlung von bereits Gewusstem an andere; die Geometrie – aber Geometrie ist der Anschauung der geometrischen Figuren verfallen; und Algebra – aber Algebra ist zu sehr an ihren Formalismus gebunden. Ex negativo sieht man die Bestimmungsstücke der Evidenz der Gewissheit nach Descartes: es ist eine Gewissheit der eigenen Erkenntnis im Augenblick (nicht der auf andere gerichteten Lehre oder in der Zeit sich ereignenden Weitergabe), die Anschauung und Formalismus so verbindet, dass sie beide in sich vereint und sich an keine verliert (Descartes 2001: 17f.). Während Descartes' Evidenzbegriff auf Gewissheit abstellt und in geometrischer Tradition die Beziehung zwischen Anschauung und Formalismus in den Mittelpunkt rückt, macht Pascal in »De l'esprit de géométrie« die Beziehung zwischen der logisch-dialektischen Gewissheit und der für Rhetorik benötigten Psychologie der inneren Gewissheit zum Thema; jedenfalls muss man es so verstehen, wenn man die beiden Teilstücke »De la méthode des démonstrations géométriques, c'est-à-dire méthodiques et parfaites« und »De l'Art de persuader« als zwei miteinander verschränkte Teile eines Ganzen auffasst (Pascal 1974). Für Locke ist das siebte Kapitel des vierten Buchs im »Essay Concerning Human Understanding« entscheidend. Locke geht genauer von der Selbst-Evidenz von (dialektischen) Maximen oder (geometrischen) Axiomen als *Sätzen* aus. Die Selbst-Evidenz ist nun nicht mehr an das Verhältnis von Anschauung und Formalismus

wandte Ausdrücke wie *descriptio*, *hypotyposis* und *phantasia*) war auch eine wichtige Figur in Rhetorik und Poetik der Zeit, zumal in Zusammenhang einer Poetik des Romans (vgl. Solbach 1994; vgl. Welsh 1992). In diesem Sinne findet man das Wort dann aber auch in den antirhetorischen Debatten um den *plain style* in der *Royal Society*; und es bezeichnet besondere Aufgaben in der Darstellung des neuen Wissens wie das ›Vor-Augen-Stellen‹ von Tabellen und schematischen Diagrammen (vgl. Mainberger 2003; vgl. Campe 2001). Der Sache (und meist auch dem Wort) nach spielte Evidenz dazu eine Schlüsselrolle in der Theorie der Beobachtung und des Experiments, in der philosophischen Ästhetik, im Recht und in der Historiographie (vgl. Shapiro 2003; vgl. Taliaferro 2005; vgl. Daston 2003).

Die Überschneidungen in Wort und Sache ergeben noch keine begriffsgeschichtliche Einheit. Aber was sich hier ähnlich sieht, fließt auch nicht im Unbegrifflichen einer Hintergrundmetapher zusammen. Es geht beim Studium dieses terminologischen Geflechts darum, wie Wort und gemeinte Sache, Gesten und Apparaturen von einem diskursiven oder praktischen Gebrauch zum andern differieren, ohne zusammenhanglos zu sein. Weder im Begriff zusammengezogen, noch in einer Metapher lebensweltlich ineinander vermittelt, bilden die Terme ein Netz von Gebrauchsweisen (vgl. Murphy 2003, Halbfuß/Held 1971, Kemman 1992, Franklin 2001, Witthaus 2005, Krips/McGuire/Melia 1995, Campe 2004, Chandler/Davidson/Harootunian 1994).

1. Doppelte und gespaltene Evidenz. Anmerkungen über Gewissheit und Präsenz

Wenn hier nun der Vorschlag gemacht wird, die Zeit nach Descartes' *Meditationen* und vor Kants kritischer Philosophie als die *Epoche der Evidenz* zu bezeichnen, dann sicher nicht darum, weil die Frage nach Evidenz nur in dieser Spanne bedeutsam gewesen wäre. Weder Wissenschaft und Philosophie, aber auch nicht das Gesetz, die Norm oder der Horizont kommunikativer Annahmen können gedacht werden, ohne auf die Fragen der Gewissheit und der Präsenz zu treffen – das heißt, ohne auf die Frage zu treffen, was Gewissheit ausmacht und wie sich Gewissheit zeigt. Aber in der Zeit zwischen Descartes und Kant (vgl. Sicard 1981) wurden Bedingungen für Vorliegen und Präsenzform der Evidenz diskutiert, die dann umgekehrt für alle Arten, nach Evi-

oder an die Verschränkung von Dialektik und Rhetorik geknüpft, sondern führt zu einer Selbstbeziehung im Urteilsakt. Selbst-evident ist ein Satz dann, wenn die Verknüpfung der Terme im Satz auf Grund ihrer formalen Eigenschaft von unmittelbarer Zustimmung begleitet wird (Locke 1975: 591-608).

denz zu fragen, bis zu Husserl oder Wittgenstein und darüber hinaus grundlegende Bedeutung haben (vgl. Sommer 1987).

Was evidentielle Gewissheit ist, das ist die Frage, die sich vom *Wissen* her stellt. In dieser Hinsicht zeichnet sich die Zeit zwischen der Mitte des 17. und dem Ende des 18. Jahrhunderts dadurch aus, dass Evidenzen knapp wurden. Gewissheiten wurden nicht einfach der Zahl nach knapp; Evidenz wurde in der Weise rar, dass in Frage stand, wo und wie nach ihr zu suchen sei. Die metaphysische Tradition des Platonismus und des Aristotelismus – die Unterscheidung zwischen dem, was dauerhaft ist und für seine Dauer sorgt: der Substanz, und dem was sich in seinem Vorkommen in der Welt verbraucht: dem Singulären – verlor an Plausibilität für das Wissen in dieser Zeit. Aber es gab auch keine Formulierung dafür, wie die Bedingungen, unter denen Erkenntnis möglich ist, ihrerseits unter Regeln gebracht werden könnten; und wie man darüber hinaus formal bestimmt, was ein Wissen zur Wissenschaft macht. Es gab keine transzendentalen Kategorien im Sinne Kants. Dass Evidenzen knapp waren, heißt diesem Argument zufolge also, dass die Evidenzen in der Welt verblassten und eine formale Bestimmung von Kategorien, die den Bereich des Evidenten gliedern, ausstand. Die Epoche der Evidenz ist die Epoche, in der Evidenz in Frage stand.

In dieser, epistemologischen, Sicht erscheint die Epoche der Evidenz also als Zwischenbereich: als Zwischenbereich zwischen dem, was bei der Beobachtung der Welt als evident gilt, und dem, was als evidente Beobachtung sich beobachten lässt. Dafür gibt es eine klassisch gewordene Formel. Oft findet man in dieser Zeit die Rede von den zwei Arten der Evidenz: der mathematischen (oder metaphysischen) Evidenz, die volle Gewissheit gewährt, und der historischen Evidenz (im alten, aristotelischen, Sinne der *historiae*), die höhere oder mindere Grade von Gewissheit möglich macht. So exponierte es zum Beispiel der Holländische Physiker und Philosoph 's Gravesande, als er 1724 *Evidenz* als das Thema seiner Rektoratsrede an der Universität Leiden wählte und damit für einmal wenigstens zum Leitwort nahm (vgl. 's Gravesande 1774, 330-345; vgl. Campe 2002). Mit dieser Zweiteilung wiederholte 's Gravesande mit den Cartesianern noch einmal die metaphysische Teilung der Welt in Substanz und Kontingenz. Mathematische oder metaphysische Evidenz kann es nur dort geben, wo Dauerhaftes, Substantielles auf dem Spiel steht; historische Evidenzen werden gesucht, wo es um einzelne Vorkommnisse und Ereignisse in der Welt geht. Die Zweiteilung in mathematisch-metaphysische und historische Evidenz wiederholt also die Weltformel Platons und Aristoteles'. Aber beide Weisen der Gewissheit unter dem Titel Evidenz zusammenzubringen, heißt doch, sich dafür zu interessieren, wie Gewissheit jenseits der Unterscheidung zwischen Substanz und Akzidenz zustande kommt. Es heißt, nach der Funktionsweise von Gewissheit

selbst zu fragen, die dann mathematische oder historische Evidenzen erzeugen kann. Evidenz heißt also nun, von der Selbstversicherung des Wissens als eines gewissen Wissens auf die metaphysische Unterscheidung zurück zu blicken. Das ist der Augenblick in 's Gravesandes Rektoratserklärung, wo er John Locke und die englische *experimental philosophy* zum Zug kommen lässt. Gewissheit ist für Locke inneres Erleben des wahrnehmenden Subjekts: Gewissheit ist eine Erfahrung, die bestimmte Wahrnehmungen oder Ideen begleitet, andere dagegen nicht. Evidenz liegt also nicht mehr, in erster Ordnung, im Blick auf die Welt; sondern, in zweiter Ordnung, im Blick auf Bewusstseinszustände beim Blick auf die Welt (vgl. Locke 1975: 591-594). Und in diesem Rückgang von der Evidenz erster zur Evidenz zweiter Ordnung besteht dann die Anziehungskraft für die Beschäftigung mit Evidenz. Erst dieses Interesse 's Gravesandes, das ihm von John Locke her zukam, setzte Evidenz auf die Tagesordnung seiner Rektoratsrede.

Diese Verdopplung der Evidenz ist von großer Bedeutung für die Epistemologie der Moderne gewesen. Konzeptuell lässt sich so verstehen, wie die erkenntnistheoretische Fragestellung nicht nur bei Descartes, sondern über Locke und Hume bis zu Kant so wenig an der Weltformel der metaphysischen Tradition änderte und sie doch aus immer größerer Ferne, dem grundsätzlichen Abstand der Beobachtung zweiter Ordnung, betrachtete. Institutionsgeschichtlich lässt sich mit Hilfe dieser Überlegung nachvollziehen, wie eine Reihe von Disziplinen der alten *historiae* – die Naturgeschichten in erster Linie – im Laufe des 18. Jahrhunderts in den Rang von Wissenschaften aufsteigen konnten und gerade die Kerngebiete der *sciences* im englischen Wortsinne zu werden begannen. In dieser Verschiebung der beobachtenden zur selbstbeobachtenden Evidenz liegt also die epistemische Voraussetzung für die Umorganisation der Universität und ihrer Fächer, wie sie dann schließlich im 19. Jahrhundert Wirklichkeit wurde.

Aber noch nichts ist soweit darüber gesagt, wie sich Evidenz zeigt. Und damit ist also noch nichts darüber gesagt, welches Verhältnis Wissenschaftler und Philosophen zur Erfahrung von Evidenz hatten und ob überhaupt die Erfahrung der Evidenz in erster Linie eine Frage für Wissenschaftler und Philosophen ist oder ob sie nicht eher in der Kunst oder der Religion zu Hause ist oder dem Vorverständnis von Welt zugehört und in der Kommunikation zu Grunde liegt, bevor Sonderungen epistemischer und diskursiver Art in den Blick kommen. Liegt, kann man fragen, nicht bei aller Prominenz des Wortgebrauchs von Evidenz dem Zeitalter der Aufklärer der Sinn für Evidenz – das Aufscheinen der Präsenz im Augenblick – völlig fern?

Damit stellt sich noch vor der Frage nach der Rolle der Evidenz für das Wissen und seine institutionellen Formen die Frage danach, wie Evidenz sich zeigt – die Frage ihrer Präsenzform. Dabei lässt der Ausdruck Präsenzform zunächst offen, ob man ontologische, mentale oder

medientechnische Arten der Aktualität meint. Es bleibt sogar offen, ob das Alternativen sind. Zwar ist die Funktion der Gewissheit im Wissen nicht ohne die Form der Präsenz im Vor-Augen-Stehen zu haben, aber der Zusammenhang zwischen epistemologischer Funktion und Form der Präsenz ist auch nicht unmittelbar zu greifen. Während die epistemologische Funktion der Gewissheit im internen Umbau der Metaphysik des Wissens zum Thema wurde, bildete sich die Aufmerksamkeit für das, was vor Augen steht und wie man etwas vor Augen stellt, im Anschluss an das alte Spannungsverhältnis zwischen Philosophie und Rhetorik aus. Umgekehrt gilt aber auch, dass man den Nachdruck des Interesses am augenblickshaften Vor-Augen-Stehen in der Zeit der Aufklärer nur dann wahrnimmt, wenn man ihn in diesem Spannungsverhältnis und seiner Weiterbearbeitung zu suchen bereit ist – also an einer Stelle, die lange Zeit gar nicht als legitimer Teil der Aufklärung galt und auch jetzt eher ein Sonderinteresse der Literaturkritik zu sein scheint.

Die letzte Großtheorie für den fraglichen Zeitraum, die einschlägigen Kapitel in Michel Foucaults »Les mots et les choses«, nannte die Zeit zwischen Descartes und Kant die der Repräsentation (vgl. Foucault 1966). Die Evidenz des Vor-Augen ist das genaue Widerspiel der Repräsentation. Das Vor-Augen hört da auf, wo in der Erkenntnis etwas als Stellvertretung zwischen die Präsenz des Wahrgenommenen und die Wahrnehmung tritt; oder es ist nur dort möglich, wo sich das Zeichen und der Begriff, wenn sie denn an jeder Art der Erkenntnis beteiligt sind, umgehen oder ausschalten lassen. Das erste ist die Evidenz der intuitiven Präsenz; das zweite die Präsentierung und Aktualisierung, die die Rhetoriker erzeugen. Dass das Modell des Wissens im Foucaultschen klassischen Zeitalter Zeichen und Repräsentation war, schließt aber nicht nur nicht aus, sondern setzt sogar voraus, dass es in die Evidenz von Intuition und Persuasion eingelassen war. Das heißt nicht, dass man nach der Evidenz als einem Modus der Präsenz jenseits der Zeichenketten und Begriffshierarchien, der Repräsentation also, suchen muss. Evidenz, in ihrer Dopplung als Intuition und Rhetorik, ist die andere Seite der Repräsentation. Als Präsenzform ist Evidenz der Vollzug der Repräsentation.

Die Präsenztheorie des Evidenten setzt, wie gesagt, an einem anderen Punkt an als die epistemologische; sie argumentiert philosophisch von einem anderen Ort aus. In diesem Fall handelt es sich nicht um eine Konsequenz aus Lockes Theorie der Evidenz, wie 's Gravesande sie programmatisch vortrug, sondern um eine Weiterentwicklung von Leibniz' Auseinandersetzung mit Locke. Die präsenztheoretische Debatte, so könnte man formulieren, nimmt die alte Trennung zwischen Philosophie und Rhetorik wieder auf. Der Ort, wo diese Frage sich zwischen Descartes und Kant disziplinar stellte, war die Begründung der Ästhetik durch Alexander Gottlieb Baumgarten. Auch hier handelt es

sich wieder nicht darum, dass nun Evidenz Leitbegriff würde oder Hintergrundmetapher war. Sondern Ästhetik im Entwurf Baumgartens ist gerade das Unternehmen, dass der terminologischen Spannung im Gebrauch des Wortes Evidenz einen Raum der Entfaltung gibt.

Gewissheit, erklärt der Schüler von Leibniz und Wolff in seiner klassischen Metaphysik der deutschen Schulphilosophie, ist gespannt zwischen Ontologie und Psychologie. »Gewissheit der Dinge« (Baumgartens Übersetzung für *certitudo objectiva*) heißt danach die in den Dingen angelegte Möglichkeit, das Wahre ihres Seins, und das heißt: das Zusammenbestehen der Teile im Ganzen, aufzufassen und zu Bewusstsein zu bringen (*apperceptibilitas*). Objektive Gewissheit ist die Eigenschaft der kosmologischen Ordnung, sich als Ordnung zu Bewusstsein zu bringen. Die Gewissheit, »subjektiv betrachtet«, ist dagegen für Baumgarten das »Bewusstsein des Wahren«. Als aktuelles Bewusstsein des Subjekts – und nicht mehr als die objektive Beschaffenheit des Seins, Gegenstand von Bewusstsein werden zu können – ist die Gewissheit aber sogleich in sich gespalten: in die überredende Gewissheit (*persuasio*), wenn sie »sinnliche Gewissheit« ist, und in die überzeugende Gewissheit (*convictio*), wenn sie »intellektuelle Gewissheit« ist (vgl. Baumgarten 1982: § 93, § 531). Evidenz ist unteilbar eine dort und nur dort, wo sie, als eine Eigenschaft des Seins der Dinge, Funktion im Wissen ist. Sie ist es, indem sie ermöglicht, dass etwas als Teil der Ordnung des Seins zu Bewusstsein kommt. Wenn es um die Präsenzform der Evidenz für ein Subjekt geht, zerfällt sie dagegen sofort in mindestens zwei Evidenzen, in die kognitive und die persuasive.

Damit wiederholt die Spaltung zwischen intellektueller und persuasiver Gewissheit innerhalb der subjektiven Gewissheit deren Gegenüberstellung zur objektiven Gewissheit. Denn intellektuell ist die Gewissheit im Subjekt, wenn sie sich auf die Objektivität der Dinge bezieht; persuasiv ist sie, wenn sie sich auf das Subjekt bezieht. Baumgartens Bezeichnungen *convictio* oder »überzeugend« (für die intellektuelle Gewissheit) und *persuasio* oder »überredend« (für die sinnliche Gewissheit) greifen aber auch eine in der Rhetorik gebräuchliche Unterscheidung im Wirkungspotential der rhetorischen Rede auf. Mit anderen Worten: Baumgarten zeigt mit seinen Definitionen objektiver und subjektiver Gewissheit, wie man Rhetorik so rekonstruieren kann, dass ihre interne Struktur (die Spannung zwischen Überzeugen und Überreden) die Spannung zwischen Philosophie und Rhetorik und damit ihre eigene diskursive Voraussetzung in sich abbildet. Genau dieser Blick auf Rhetorik ist ihre Ästhetisierung oder die Begründung der Ästhetik aus dem Material der Rhetorik: der Blick nämlich auf Rhetorik, der sie mit ihrer Aufspaltung in Überreden und Überzeugen, Kognition und Persuasion, die Einheit der philosophisch ontologischen Evidenz aktualisieren und spalten sieht.

Es überrascht nicht, dass zwei Paragraphen nach der Definition der

sinnlichen Gewissheit – und damit der Einführung der Rhetorik in die Metaphysik – Baumgarten in der Tat seine berühmte Formel von der Ästhetik als einer ›Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis‹ (*scientia sensitive cognoscendi*) vorbringt (vgl. ebd.: § 533). Erkennbar ist die Art, in der die Gewissheit in seiner »Metaphysik« Ontologie und Psychologie verklammert, geradezu das Modell für Baumgartens Ästhetik, die er dann in der »Metaphysik« entwirft. Das der Auffassung zugängliche Zusammenbestehen der Teile in Einem als objektive, bewusstseinsfähige Ordnung und die einerseits sinnliche, andererseits intellektuelle Gewissheit als subjektiver Bewusstseinszustand, *ist* der Entwurf der Ästhetik in der »Metaphysik«.

Wenn Baumgarten *convictio* mit ›Überzeugung‹ (oder ›Überführung‹) und *persuasio* mit ›Überredung‹ übersetzt, hat er, zum ersten Mal in dieser Schärfe, die doppelte Bedeutung der rhetorischen Persuasion (das lateinische *persuadere* kann ja bekanntlich beides, Überreden und Überzeugen, bedeuten) herausgearbeitet. Darin liegt die Pointe seiner »Ästhetik«. In ihrem Zweiten Band sammelt Baumgarten die rhetorischen Figuren in ihrer Gesamtheit unter zwei Überschriften, die erkennbar die selbe Unterscheidung noch einmal als figurale vollziehen. *Lux aesthetica* oder *evidentia* heißt die eine Figurengruppe – in ihr geht es um Figuren, die der Steigerung der Aufmerksamkeit auf das Dargestellte dienen. Es sind, könnte man Baumgartens Erklärungen umschreiben, Figuren des Lesens oder Hörens. *Persuasio aesthetica* heißt die andere Gruppe von rhetorischen und poetischen Figuren – die hier zusammen gefassten Figuren steigern die Eindringlichkeit dessen, was die Absicht der Rede oder des Redenden ist. Man könnte sie auch Figuren der Intentionalität nennen (vgl. Campe 2006: 28–34).

Die Unterscheidung zwischen und das Nebeneinander von Überzeugung und Überredung ist also in doppelter Weise entscheidend für Baumgartens »Ästhetik«. Diese Unterscheidung im subjektiven Bewusstsein ist zuerst der Unterschied zwischen Ontologie (oder der Evidenz als Frage des Wissens) und Psychologie (oder der Evidenz als Frage der Präsenz), *und* es ist, als Präsenzform und innerhalb der Ästhetik, der Unterschied zwischen kognitiver und persuasiv sinnlicher Aktualität. Baumgartens Ästhetik *ist* darum die Diskurswerdung derjenigen Unterscheidung und Spannung, die mit der Aktualisierung der Evidenz verbunden ist. Sie gibt der Spannung zwischen theoretischer und rhetorischer Evidenz einen eigenen Bereich, wo sie ausgetragen und ausgehandelt werden kann, wo sie zur Wirkung kommt und diskursiv eingeeht wird.

Der Bereich des Ästhetischen bei Baumgarten ist einerseits nicht eingeschränkt auf eine Philosophie der Kunst, wie es in der Romantik der Fall sein wird. Das Ästhetische Baumgartens ist aber auch nicht einfach die unfokussierte Weite des Sinnlichen, wie man es unter dem Stichwort *Aisthesis* zuletzt immer wieder gesagt hat (vgl. Kliche 1998:

492 ff.). Ästhetik behandelt bei Baumgarten, was man evidentielle Praktiken und Techniken nennen könnte. Verfahren und Apparate sind damit gemeint, die von der Spannung zwischen Kognition und sinnlicher Persuasion ausgehend die monolithische *apperceptibilitas* der objektiven Gewissheit in ein Prisma von Präsentierungsformen auseinander legen. Woran Baumgarten dabei gedacht hat, sagte er in einem seiner »Philosophischen Briefe«, die der populären Verbreitung und Vorbereitung seiner philosophischen Lehre dienten. Zur Einführung in das Studium der Ästhetik empfiehlt er dort einerseits die Geschichte der Malerei, der Dichtung und der Rhetorik. Das ist der poetische und humanistische Anteil der Ästhetik. Dann aber empfiehlt er das Studium von Werken Musschenbroecks und Boyles zur Theorie und Praxis des Experiments in der Naturforschung. Und noch darüber hinaus weist er hin auf das Studium der experimentalen Vorrichtungen und der in ihnen gebräuchlichen Medientechniken. Baumgarten spricht in diesem Zusammenhang »von denen Waffen der Sinne«. Er nennt »Vergrößerungs- und Fern-Gläser, künstliche Ohren und Sprach-Röhre«, den »ganzen Verrat [!R.C.] der Barometers, Thermometers, Hygrometers, Manometers, Pyrometers usw. die die versuchende Physik gebraucht« (Baumgarten 1983: 71f.). Sinnesapparaturen sind gemeint, die im Brennpunkt experimentaler Verfahren auftreten. Das, so könnte man formulieren, sind evidentielle Praktiken und Apparate, die der Naturforschung angehören. Evidentielle Präsenzformen im Sinne der Baumgartenschen Ästhetik gibt es also in einem Bereich angeleiteter und orientierter Verfahren, wobei rhetorische Figuration und experimentale Routine, aber auch Texte und Bilder oder Sinnesapparaturen als Teil solcher Verfahren gemeint sein können.

2. Knoten der Evidenz:

Figur und Argument, Schema und Figur, Evidenz als Ergänzung, Evidenz als Phänomenologie

Vier Beispiele seien angeführt, die im terminologischen Netzwerk der Evidenz zwischen Descartes und Kant ihren Platz haben.

FIGUR UND ARGUMENT

Welche ideengeschichtlichen Vokabeln das lyrische Werk des »Irdischen Vergnüen in Gott« von Johann Hinrich Brockes am besten erfassen, ist umstritten. Die Physikotheologie in der Nachfolge William Derhams ist immer noch ein aussichtsreicher Kandidat, aber man hat auch mit einsichtigen Gründen für die Experimentalphysik Boyles plädiert, genauso wie für die Augustinische Lichtmetaphysik (vgl. Steinmann 2004). Grundlegend ist die Einsicht, dass Brockes' Lyrik auf der

Grenze zwischen Dichtung und Theorie operiert, die ihrerseits eine interne Grenze innerhalb der Präsenzform der Evidenz ist.

»Die kleine Fliege

- 1 Neulich sah ich, mit Ergetzen,
Eine kleine Fliege sich,
Auf ein Erlen-Blättchen setzen,
Deren Form verwunderlich
- 5 Von den Fingern der Natur,
So an Farb', als an Figur,
Und an bunten Glantz gebildet.
Es war ihr klein Köpfgen grün,
Und ihr Körperchen vergüldet,
- 10 Ihrer klaren Flügel Par,
Wenn die Sonne sie beschien,
Färbt' ein Roth fast wie Rubin,
Das, indem es wandelbar,
Auch zuweilen bläulich war.
- 15 Liebster Gott! Wie kann doch hier
Sich so mancher Farben Zier
Auf so kleinem Platz vereinen,
Und mit solchem Glantz vermählen,
Daß sie wie Metallen scheinen!
- 20 Rief ich, mit vergnügter Seelen.
Wie so künstlich! fiel mir ein,
Müssen hier die kleinen Theile
In einander eingeschrenckt,
Durch einander hergelenckt,
- 25 Wunderbar verbunden seyn!
Zu dem Endzweck, daß der Schein
Unsrer Sonnen und ihr Licht,
Das so wunderbarlich-schön,
Und von uns sonst nicht zu sehn,
- 30 Unserm forschenden Gesicht
Sichtbar wird', und unser Sinn,
Von derselben Pracht gerühret,
Durch den Glantz zuletzt dahin
Aufgezogen und geführt,
- 35 Woraus selbst der Sonnen Pracht
Erst entsprungen, der die Welt,
Wie erschaffen, so erhält,
Und so herrlich zubereitet.
Hast du also, kleine Fliege,
- 40 Da ich mich an dir vergnüge,
Selbst zur Gottheit mich geleitet.« (Brockes 1999: 23f.)

Zweimal, am Ende des ersten und des zweiten Teils, ist von dem Vergnügen die Rede (V. 20 und 40), das dem lyrischen Werk von Brockes seinen Sammeltitle gegeben hat. Vergnügen ist ästhetischer Affekt, aber auch die Erkenntnis des Genügens, des Eingefügtseins in die Ordnung derart, dass es sich dem Bewusstsein als Ordnung zu erkennen gibt. Und um diese Differenz herum formt sich dieses Gedicht zum Text einer kleinen erkenntnistheoretischen Abhandlung.

Evidentia im Sinne der Rhetorik – kleinteilige Beschreibung und Vor-Augen-Stellen – charakterisiert den ersten Teil. Es ist das evidentielle Naherücken der kleinen Fliege – poetisch die Versenkung ins Detail: Kopf, Körper, Flügel; eine Versenkung die, als praktisches Verfahren gesehen, anatomische Sektion ist: Kopf, Körper, Flügel. In beider Hinsicht, als poetisches und als anatomisches Verfahren, ist die Evidenzübung bei aller geduldigen Kleinarbeit affektives Vergnügen; oder man kann auch sagen, Vergnügen an der Performanz der evidentiellen Übung. »Rief ich, mit vergnügter Seelen«, heißt es zum Schluss.

Gegenstand der poetisch-anatomischen Evidenzarbeit ist die Fliege – genauer gesagt, die Fliege unter dem bestimmten Umstand: »Wenn die Sonne sie beschien«. Beschreibung und Sektion sind nicht nur Tätigkeiten, die in den Augenblick des Ausrufs münden, sondern sie stehen auch schon unter kontingenten Bedingungen. Dabei bleibt von den drei Kategorien Farbe, Figur und Glanz zuletzt nur der Glanz als Objekt des Vergnügens, wie von den drei Körperteilen Kopf, Rumpf und Flügel zuletzt nur die Flügel. Die Konzentration der Aufmerksamkeit auf die Fliegenflügel und ihren Glanz unter der Bedingung des Lichteinfalls führt zuletzt, im Ausruf, zum Aufscheinen des Lichts und seiner Zerlegung im Prisma.

An dieser Stelle springt alles wie in metonymischer Verschiebung um. Auf das »rief ich« antwortet im folgenden Vers »fiel mir ein«. Mit dieser Verschiebung tritt Theorie an die Stelle der poetisch-anatomischen Performanz. Und man beginnt schnell zu verstehen, dass es nicht mehr um das mikroskopisch Kleine der Fliegenflügel unter der Bedingung des Lichts geht, sondern um das Makroskopische der Sonne und das Allgemeine des Lichts, das sich unter der experimentellen Bedingung des Prismas der Fliegenflügel zeigt: im experimentellen Aufweis des Lichts und seiner Brechung zuerst, dann in der allegorischen Fortführung der Sichtbarmachung des Unsichtbaren zum Hinweis auf Gott. Der prismatische Fliegenflügel, der am Ende der poetisch-anatomischen Evidenzbemühungen stand, wird seinerseits die Bedingung, unter der sich der experimentellen Analyse und theologischen Allegorie zeigt, was sich sonst nicht sehen lässt.

Der Text des Gedichts thematisiert auf diese Weise die Beziehung zwischen der figuralen Herstellung von Evidenz und der dem Erkennen zufallenden Intuition. Dass Evidenzfigur und Argument der Evidenz ineinander greifen, heißt aber gerade nicht, dass sie dasselbe

sind. Im Gegenteil steht im Zentrum des Gedichts der Sprung zwischen dem Ausruf und dem Einfall, zwischen der poetisch-anatomischen Herstellung der Evidenz zu der im Experiment und in der theologischen Allegorie sich zeigenden Evidenz. Beides ist voneinander verschieden wie die Flügel der Fliege und die Spektralanalyse des Lichts. Im Aufscheinen des Glanzes, in dem sich die Farben zeigen, liegt der, in sich gesplattene, Moment der Evidenz des poetisch-theoretischen Textes.

RHETORIK DER TABELLE

Als Realisierung dieses Moments der Evidenz kann man die tabellari-sche Darstellung, besonders die statistische Tabelle, im 18. Jahrhundert auffassen. Die Tabelle ist in diesem Sinne ein Symptom der gespalte-nen Evidenz. Ohne dass man von einer Lehre oder Theorie der Tabelle sprechen könnte, begleitet ihren Einsatz doch so häufig eine Rhetorik des Vor-Augen-Legens, dass im Gebrauch der Tabellen offenbar eine unmittelbare Realisierung der Evidenz lag (vgl. Mainberger 2003).

Den theoretisch-kosmologischen Kontext dieses Symptoms hat Leibniz im Entwurf statistischer Darstellungen des Staates ausgespro-chen, als er die statistische Tabelle (oder Tafel) vom bloßen Auflisten in Inventaren abhob: »Alles aber [...] was zusammen gehöret, gleich-sam in einem augenblick zu übersehen, ist ein weit größerer Vorthail als der insgemein bei *inventariis* anzutreffen, daher ich dieses werck Staatstafeln nenne; denn das ist das amt einer tafel, daß die *Connexion* der Dinge sich darin auf einmahl fürstellet«. Modelle für dieses Inein-ander von durchgehender Konnexion und Überblick im Nu – die Gött-lichkeit des evidentiellen Blicks – sind nach Leibniz zwar auch Land- und Seekarten, mehr noch aber doppelte Buchführung und ›wohlge-fasste‹ Rechnungen. In ihnen fungiert die Form (der Rechnung) sowohl als Darstellung (für den Überblick im Nu) wie als Ordnungsnachweis. Die ›wohlgefassten Rechnungen‹ nämlich sollen »ihre gewisse gleich-sam *Mathematische* beständige *Modell* und form haben [...], dadurch alles in die enge getrieben, und augenscheinlich oder handgreiflich gemacht wird« (Leibniz 1886: 308f.; vgl. Vismann 1999: 204-217).

Das Diagramm der Tabelle ist mehr als ein bloßes Hilfsmittel, eine bloße Visualisierung dessen, was man schon weiß oder berechnen kann. In der diagrammatischen Anordnung für das Überblicken der Textstücke oder besonders der Zahlenreihen liegt vielmehr, mit Baum-garten zu sprechen, ein zugleich kognitiv überzeugendes und ein per-suasiv überredendes Moment.² Die Tabelle ist in sich selbst doppelt:

2. Hintergrund dafür in der Terminologie der Evidenz ist, dass Aristoteles die Figur des Vor-Augen-Stellens einmal auf das Schema der geometrischen Figur, das ande-

die aktuelle Darstellung einer Ordnung und der Nachweis der Darstellbarkeit in der Ordnung. Dass die Einträge sich in die Form der Tabelle einfügen, beweist, was sie zeigen.

Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird der Bevölkerungstheoretiker Süßmilch nicht müde, seine Tabellen – die in diesem Fall das besonders starke Bevölkerungswachstum Berlins zeigen sollen – mit Variationen über die Leibnizsche Rhetorik der Evidenz zu begleiten. »Folgende richtige Verzeichnisse werden ihre [der Häuser und Einwohner Berlins] würrkliche Grösse, in Ansehung der Einwohner und Häuser, sowohl überhaupt, als nach den besondern Theilen, vor Augen stellen« (Süßmilch 1752: 7). Oder: »Das ist nun aber der Zeitpunkt, da die Sonne des Glücks und Seegens in ihrer vollen Macht über unsern Horizont aufgegangen, und seit dem beständig fortgeschienen. Krieg und Pest haben sie seit dem nicht wieder verdunkeln können, und es hat also auch alles bey diesem holden Schein wachsen und gedeihen müssen. Das wird nun folgende Liste deutlich vor Augen legen« (ebd.: 20). Weiterhin: »Mit diesen Tabellen habe denn hoffentlich auch zugleich den abgezielten Beweis gegeben, wogegen sich nichts einwenden lässt, oder man müste denn die Gesetze der natürlichen Ordnung ohne allen Grund läugnen wollen, welches von vernünftigen Naturforschern nicht kann erwartet werden« (ebd.: 25). Oder noch einmal: »Es erhellet aus vorstehender Liste: [...] Diejenige schöne Ordnung, die sich bey der Geburt, und bey allen übrigen Veränderungen unsers Lebens findet, und deutlich wahrnehmen lässt« (ebd.: 84).³

RHETORISCHE EVIDENZ ALS ERGÄNZUNG

Bekannt ist, dass Kant in der dritten Kritik den Begriff der Darstellung mit dem lateinischen Terminus *Hypotypose* erläutert und *Hypotypose* eine Variante des evidentiellen Vor-Augen-Stellens in der Rhetorik war (vgl. Gasché 1994). *Hypotypose* bezeichnet bei Kant nun freilich nicht nur die Darstellung in der Ästhetik – die von ihm so genannte symbolische *Hypotypose* –, sondern jede Darstellung der Art, die einem Begriff eine Anschauung beifügt – die *Hypotypose* des Schematismus (Kant 1974: § 59, 211-215).⁴ *Hypotyose* bezeichnet also bei Kant zu-

re Mal auf die Metapherntheorie in der Rhetorik angewandt hatte (vgl. Campe 2004: 124-127).

3. Das letzte Zitat exponiert die Wendung, aus der der Titel von Süßmilchs Hauptwerk gemacht ist: »Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts«.

4. Zur Vorbereitung des allgemeinen, das heißt nicht nur ästhetischen, Begriffs der Darstellung, vergleiche auch § 57, Anmerkung I, wo Kant von Darstellung in der Ana-

nächst das Beifügen der Anschauung zu einem Begriff, dem sie entweder korrespondiert (im Fall der schematischen Hypotypose) oder nicht (im Fall der symbolischen Hypotypose).

Es gibt einen früheren Fall der deutschen Ästhetikgeschichte, wo rhetorische Evidenz – in diesem Fall in der Variante der *Enargeia*, des verdeutlichenden Beschreibens und Vor-Augen-Stellens – den Begriff der Darstellung modelliert. In diesem Fall ist der rhetorische Subtext aber etwas versteckter, und der Ausdruck ›Darstellung‹ steht noch nicht zur Verfügung. Hier ist noch vom ›poetischen Gemälde‹ die Rede; allerdings mit der Pointe dass ›Gemälde‹ oder ›Bild‹ ein irreführender Terminus sei, weil es nicht um eigentliche Gemälde oder Bilder gehe, sondern um das, was etwas zum Gemälde oder Bild macht.

Im 14. Kapitel des »Laokoon«, im Kapitel gerade vor dem Einsatz der systematischen Unterscheidung zwischen Raum- und Zeitkünsten, erörtert Lessing, was er die »Zweideutigkeit des Wortes« *Gemälde* nennt.

»Ein poetisches Gemälde ist nicht notwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden, als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahieren lassen.« (Lessing 1974: 100)

An das Ende dieses langen und in jeder Hinsicht gewundenen Satzes, der das Kapitel 14 abschließt, bevor Kapitel 15 die eigentliche Systematik des »Laokoon« formuliert, platziert Lessing eine gelehrte Fußnote, in der er ›Gemälde‹ mit dem Terminus *phantasiai* (aus Longin) erklärt und ›Illusion‹ mit ›Enargie‹ (dem rhetorischen Terminus des deutlichen Vor-Augen-Stellens, der lateinisch *evidentia* heißt) (vgl. [Ps.-] Longinus 1996: § 15, 60/61-66/67; vgl. Quintilianus VIII 3, 61-71). Und dazu zitiert er einen Satz aus Plutarch, der seinerseits einer berühmten Quintilian-Stelle entspricht (vgl. Quintilianus: VI 2, 29-36) und der Gemälde/Phantasie folgenreich an Illusion/Enargie bindet: »die poetischen Phantasien wären«, übersetzt Lessing, »wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden« (Lessing 1974: 100, Fn.). Das also ist der rhetorikterminologische Subtext zu dem gewundenen Satz, in dem Lessing so etwas wie seinen ästhetischen Darstellungsbegriff *avant la lettre* formuliert. Die Pointe des Satzes und seiner Windungen ist, dass Les-

tomie spricht als einem Beispiel dafür, was es heißt einem Verstandesbegriff eine korrespondierende Anschauung zu geben (ebd.: 201f.).

sing die ›Zweideutigkeit des Wortes‹ *Gemälde* nicht beseitigt, sondern bestätigt. Zwar – sagt er vor der Errichtung seiner Theorie von Zeitkunst und Raumkunst – ist das Malerische nicht an wirkliche Bilder gebunden. Nicht jedes Bild ist malerisch, und es gibt malerische Passagen auch in der Dichtung. Aber das was ein Bild oder eine Dichtung malerisch macht: die Illusion oder Evidenz (Enargie) ist doch eine Eigenschaft, die man besonders von Bildern erwartet. Die Evidenz ist das Bildhafte, das man aufweisen können muss, um etwas als malerisch bezeichnen zu können. Für die Dichtung ist das selbstverständlich. Darum ist gerade die Dichtung ein so geläufiger Fall des Malerischen. Aber es gilt, der Konsequenz des Gedankens nach, auch für das Bild. Auch das Bild braucht zur Ergänzung die Evidenz, um malerisch oder bildhaft zu werden. Im Hinzutritt der Evidenz zur Phantasie (oder dem Gemälde) wird die Angewiesenheit des Bildes auf Bildhaftigkeit deutlich, ein Moment der Ergänzung in der das Material (Bild oder Dichtung) zum (ästhetischen) Begriff des Bildes wird. Dabei lässt sich denn immer noch der ästhetische Begriff des Bildes am ehesten, wie Lessing sagt, vom materiellen Bild ›abstrahieren‹. Dichtung und bildende Kunst sind also auf einen Diskurs des Bildes angewiesen, auch wenn das, worüber sie sprechen gar nicht das Bild, sondern das vom Bild abstrahierte Bildliche, die Evidenz nämlich, ist. Evidenz oder Vor-Augen-Stellen ist danach nicht die Eigenschaft eines dichterischen oder tatsächlichen ›Bildes‹ malerisch zu sein, sondern der Moment, der das (materiale oder metaphorische) Bild zum ›Bild‹ ergänzt. Darum ist dasjenige Bildliche, das jedes Bild erst durch sein Hinzukommen zum Bild macht, paradigmatisch das nur Quasi-Bildliche der Dichtung, wo eine Wortfigur uns *gleichsam* etwas vor Augen stellt, ein Bild erst in seiner Abwesenheit Anwesenheit ist. Auch wenn dieser Knotenpunkt der Evidenz ganz innerhalb der poetologischen Terminologie bleibt, geht der Befund doch darüber hinaus. Indem es Lessing gelingt, die Evidenz (Enargie) als das Moment herauszuarbeiten, das in allen Darstellungen durch sein Dazukommen Bildlichkeit ermöglicht, wird Evidenz zum metapoetischen, zum philosophisch ästhetischen Begriff.

EVIDENZ ALS PHÄNOMENOLOGIE

Am Ende seines »Neuen Organon« entdeckte Johann Heinrich Lambert eine bisher nicht bearbeitete Aufgabe der Philosophie. Es ist die Aufgabe, das Wahre nicht nur vom Irrtum zu reinigen, sondern auch vom Schein zu unterscheiden. Von der Eigenstruktur des Scheins aus soll der Weg zur Rekonstruktion des Wahren erkennbar werden. Ausgangspunkt des Arguments ist eine Art von metaphorologischem Gedanken: Der Schein, sagt Lambert nämlich, ist »sowohl dem Wort als seinem ersten Ursprunge nach, von dem Auge oder von dem Sehen hergenommen« und dann erst »stufenweise auf die übrigen Sinnen und

auf die Einbildungskraft ausgedehnt, und dadurch zugleich allgemeiner, und teils auch vielfach geworden« (Lambert 1990: §2, 646). Die modellbildende Analyse, die im Wort und Ursprung der Analyse des Scheins liegt und darin fortwirkt, liefern die Optik und die Physiologie des Auges. An der Analyse der optischen Gesetze, wie sie seit Descartes auf physiologischer und geometrischer Grundlage durchgeführt wurde, entwickelt sich bei Lambert ein Begriff des Scheins, der dann die ganze Wahrnehmungs- und Urteilslehre angehen kann. Modellierend ist nach Lambert das Sehen für den Schein also deshalb, weil am Sehen sich eine modellhafte Analyse des Scheins entwickeln lässt. Das ist die Perspektive. Mit der Perspektive haben die »Optiker« ein »Mittel angegeben, den Schein der sichtbaren Dinge zu malen, oder wenigstens ihre scheinbare Figur nach geometrischer Schärfe so zu zeichnen, dass sowohl die Gegenstände selbst, als die Zeichnung, aus den angegebenen Gesichtspunkten betrachtet, einerlei Bild auf dem Augennetze machen, oder auf einerlei Art in das Auge fallen« (ebd.: §4, 647). Diese Zeichnung – Lambert spricht von der *Zeichnung des Scheins* – führt in das Sehen denjenigen Schematismus ein, der es möglich macht, vom Schein her das Wahre zu erschließen, und der zeigt, wie das Wahre den Schein hervorruft. In der *Zeichnung des Scheins* sehen wir also das Wahre des Sehens und sehen wir beim Sehen das Wahre – im Doppelsinn des Analytischen und des Physiologischen. Und diese doppelte Leistung der Perspektive ist es, die das Sehen zum Modell macht. Phänomenologie oder Lehre vom Schein ist die Bestimmung des Wahren einer Wahrnehmung und des Wahren im Wahrnehmen.

Damit spielt die *Zeichnung des Sehens* in Lamberts Theorie der Sinneswahrnehmung und des Urteils genau die Rolle, die Lessing im engeren Kontext der ästhetischen Argumentation der ›Enargie‹ oder poetischen *evidentia* zugeschrieben hatte. Die ›transzendente Perspektive‹, wie Lambert auch sagt, ist das, was im Sehen das Sehen zum Sehen und, allgemein, im Wahrnehmen die Wahrnehmung zur Wahrnehmung macht.

Das bestätigt sich, wenn Lambert sein Argument zu Ende führt. Die Analyse der ›transzendentalen Optik‹ soll nämlich in ihrer Verallgemeinerung vom Sehen auf Wahrnehmung überhaupt eine »Sprache des Scheins« formulieren. Über diese zunächst frappierende metaphorische Einführung der Sprache in die doch ursprünglich optisch grundierte Phänomenologie findet Lambert den Ansatz zur Umkehrung, die immer schon in seiner Argumentation lauerte. »Und in so ferne Dichter malen, so ferne wird auch ein Teil der Dichtkunst zu dieser transzendenten Perspektive oder Malerkunst gerechnet werden können« (ebd.). Die *Zeichnung des Scheins* ist also tatsächlich genau das: ein *Vor-Augen-Stellen*, als ob man die Sache selbst sähe, die poetologische Figur der *evidentia*. Was in der Dichtung selbstverständlich ist – nämlich dass die Evidenz des Bildlichen immer nur eine Figur und ein Als-Ob des Se-

hens meint – wird gerade das Entscheidende, das man beim Sehen so leicht übersieht und ohne dass man im Sehen doch nichts sähe. Erst die hinzutretende *Zeichnung des Scheins* erlaubt die Wahrheit des Sehens und das Sehen des Wahren zu sehen. Dieses rekursive Verhältnis zwischen dem Sehen und dem Als-ob-Sehen des Lesens und sprachlichen Verstehens ist es dann, was Sehen, Perspektive und Schein auf die Analyse der anderen Sinne übertragbar macht. Was den anderen Sinnen mangelt, ist Lambert zufolge nämlich ein Begriff, der dem des Bildes beim Sehen entspräche. »[V]ielleicht würde es zu hart sein, wenn wir den Eindruck oder klaren Begriff, den uns jede Sinnen durch die Empfindung ihrer Gegenstände geben, damit [dem Wort ›Bild‹, R.C.] benennen, und z.B. *das Bild der Wärme, des Schalles* etc. sagen wollten. Indessen würde diese Benennung das ausdrücken, was uns diese Gegenstände, der Empfindung nach, zu sein *scheinen*« (ebd.: §5, 648). Dieses ›Bild‹ aber ist, mit Lessing gesprochen, nicht das ›materielle Bild‹, sondern die Figur des Bildlichen in der ›Enargie‹ oder Evidenz.

Während bei Lessing also aus der poetologischen Erörterung der rhetorischen Figur der Evidenz so etwas wie ein philosophischer Begriff ästhetischer Darstellung herausprang, führt bei Lambert umgekehrt die philosophische Analyse der Wahrnehmung und ihrer sinnlichen Gewissheit auf die Poetologie der Evidenz zurück. Die poetologische *evidentia*, das Als-Ob des Bildsehens beim Lesen und verstehenden Hören, macht erst verständlich, wie die optische Analyse, die Perspektive, zur Metapher aller Wahrnehmungstheorie werden kann.

Weil Lambert diese Begründung der Wahrnehmungstheorie in der Evidenz über den ästhetischen Bereich hinaus formuliert hat, ergeben sich ihm aber nun eine Vielzahl von ›Zeichnungen des Scheins‹ oder evidentiellen Knotenpunkten. Lambert führt eine ganze Kunst- und Kulturwissenschaft von Praktiken vor, in denen sich das evidentielle Moment benennen lässt (vgl. ebd.: §266–288). Nicht nur die Perspektive, die das Sehen zum Sehen macht – sondern auch die Bühne, die zeigt, wie man Handeln als Handeln sieht; die Schauspielkunst, die im Verhalten zeigt, wie Verhalten Verhalten wird; das empathische Sich-in-andere-Hineinversetzen, in dem Etwas-aus-einer-Perspektive-Sehen seine interne Struktur gespiegelt sieht; das erinnernde oder überlegende Nachdenken, das ergänzend aufweist, wie man überhaupt unter bestimmten Situationen Gedanken fasst; das Protokollieren von Versuchen, das den Vorgang des Beobachtens zu beobachten erlaubt; die Dichterlektüre, die zu sehen gibt, was es heißt, die Welt aus einer bestimmten Absicht und Anlage heraus vorzustellen. Evidentielle Praktiken siedeln nicht nur in der Kunst und in der Wissenschaft, sondern schon in unseren Alltagsroutinen. Ohne auf eine Kategorienlehre für die Möglichkeit von Erfahrung zuzulaufen, führt bei Lambert die wuchernde Metaphorik transzendentaler Perspektive, die ihrerseits auf der rhetorischen *evidentia* beruht, zu den vielen Knoten, in denen sich

unsere Praktiken zu ›Bildern‹ verdichten, wie sie sich rhetorisch und poetisch vor Augen stellen lassen.

So resümiert Lamberts Phänomenologie die Epoche der Evidenz. Eine Epoche, die gerade darum eine war, weil Evidenz, zwischen aristotelischer Metaphysik und transzendentaler Kritik, niemals zu einem Leitbegriff werden konnte und nicht einmal eine Hintergrundmetapher abgab, dafür aber ein Netz verbundener Knotenpunkte ausbildete. Eine Epoche, die eine bloße Zwischenzeit war und niemals einfach begann oder endete.

Literatur

- Backscheider, Paula R. (1979): *Probability, Time, and Space in Eighteenth-Century Literature*, New York: AMS Press.
- Baumgarten, Alexander Gottlieb (1982): *Metaphysik*, 7. Auflage, 1779, ND Hildesheim/New York: Olms.
- Baumgarten, Alexander Gottlieb (1983): »Philosophischer Briefe zweites Schreiben«. In: Hans Rudolf Schweizer (Hg.): *Texte zur Grundlegung der Ästhetik*, Hamburg: Felix Meiner. S. 67-72.
- Brockes, Barthold Hinrich (1999): *Irdisches Vergnügen in Gott. Naturlyrik und Lehrdichtung*, ausgewählt und hg. von Hans-Georg Kemper, Stuttgart: Reclam.
- Campe, Rüdiger (2001): »Was heißt: eine Statistik lesen? Beobachtungen zu Daniel Defoes ›A Journal of the Plague Year‹«. In: *Modern Language Notes* 116, S. 521-535.
- Campe, Rüdiger (2002): »Unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeit. Evidenz im 18. Jahrhundert«. In: Roland Borgards/Johannes Friedrich Lehmann (Hg.): *Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 15-32.
- Campe, Rüdiger (2004): »Evidenz als Verfahren. Skizze eines kulturwissenschaftlichen Konzepts«. In: *Vorträge aus dem Warburg-Haus* 8, S. 105-133.
- Campe, Rüdiger (2006): »Der Effekt der Form. Baumgartens Ästhetik am Rande der Metaphysik«. In: Eva Horn/Bettine Menke/Christoph Menke (Hg.): *Literatur als Philosophie – Philosophie als Literatur*, München: Fink, S. 17-34.
- Chandler, James/Davidson, Arnold I./Harootunian, Harry (Hg.) (1994): *Questions of Evidence. Proof, Practice, and Persuasion across the Disciplines*, Chicago: Chicago University Press.
- Daston, Lorraine (2003): *Wunder, Beweise und Tatsachen*, Frankfurt: Fischer, 2. Auflage.
- Descartes, René (2001): *Discours de la méthode*. In: *Œuvres*, hg. von Charles Adam und Paul Tannery, Bd. 6, Paris: J. Vrin.

- Foucault, Michel (1966): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Gasché, Rodolphe (1994): »Überlegungen zum Begriff der Hypotypose bei Kant«. In: Christiaan L. Hart-Nibbrig (Hg.): *Was heißt darstellen?*, Frankfurt: Suhrkamp, S. 152-174.
- 's Gravesande, Willem (1774): *Discours sur l'Evidence*. In: *Œuvres philosophiques et mathématiques*, Bd. 2, hg. von Jean Nicolas Sébastien Allemand, Amsterdam: Chez M. M. Rey.
- Halbfaß, Wilhelm/Held, Klaus (1971): »Evidenz«. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, hg. von Joachim Ritter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 829-834.
- Kant, Immanuel (1924/1974): *Kritik der Urteilskraft*, hg. von Karl Vorländer, Hamburg: Felix Meiner.
- Kemman, Ansgar (1992): »Evidentia, Evidenz«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, hg. von Gerd Ueding, Tübingen: Niemeyer, Bd. 3, S. 33-47.
- Kliche, Dieter (1998): »Ästhetik und Aisthesis. Zur Begriffs- und Problemgeschichte des Ästhetischen«. In: *Weimarer Beiträge* 44, S. 485-505.
- Krips, Henry/McGuire, J.E./Melia, Trevor (1995): *Science, Reason, and Rhetoric*, Konstanz: Universitäts-Verlag, Konstanz/Pittsburgh: Pittsburgh University Press.
- Lambert, Johann Heinrich (1990): *Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrtum und Schein*, Bd. 2: *Phänomenologie*, Berlin: Akademie Verlag.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1886): *Entwurf gewisser Staatstafeln*. In: *Werke*, hg. von Onno Klopp, R. 1, Bd. 5, Hannover: Akademie-Ausgabe, S. 303-314.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1974): *Laokoon*. In: Ders., *Werke*, hg. von Herbert G. Göpfert, München: Hanser, Bd. 6, S. 7-187.
- Locke, John (1975): *An Essay Concerning Human Understanding*, hg. mit einem Vorwort von Peter H. Nidditch, Oxford: Clarendon Press.
- (Ps.-)Longinus (1996): *Vom Erhabenen*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Mainberger, Sabine (2003): *Die Kunst des Aufzählens. Elemente einer Poetik der Enumeration*, Berlin: de Gruyter.
- Murphy, Peter (Hg.) (2003): *Evidence, Proof, and Facts. A Book of Sources*, Oxford: Oxford University Press.
- Pascal, Blaise (1974): *Reflexionen über die Geometrie im allgemeinen: »De l'esprit géométrique« und »De l'art de presuader«*, Basel/Stuttgart: Schwabe & Co.
- Quintilianus, Marcus Fabius (1995): *Ausbildung des Redners*, hg. und übers. von Helmut Rahn, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 3. Auflage.

- Shapiro, Barbara J. (1983): *Probability and Certainty in Seventeenth-Century England: A Study of the Relationships Between Natural Science, Religion, Law and Literature*, Princeton: Princeton University Press.
- Sicard, Elisabeth (1981): *Kant und das Problem der Evidenz*, Basel: Edition Analytica.
- Solbach, Andreas (1994): *Evidentia und Erzähltheorie. Die Rhetorik anschaulichen Erzählens und ihre antiken Quellen*, München: Fink.
- Sommer, Manfred (1987): *Evidenz im Augenblick. Eine Phänomenologie der reinen Empfindung*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Steinmann, Holger (2004): *Absehen – Wissen – Glauben. Die Rhetorik(en) des Designarguments im Rahmen von Augenschein und Naturphilosophie von Boyle bis Brockes*, Diss. Bochum.
- Süßmilch, Johann Peter (1752): *Der Königlichen Residenz Berlin schnelles Wachstum und Erbauung*, Berlin: Haude und Spener.
- Taliaferro, Charles (2005): *Evidence and Faith. Philosophy and Religion since the Seventeenth Century*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Vismann, Cornelia (1999): *Akten*, Frankfurt: Fischer.
- Welsh, Alexander (1992): *Strong Representations: Narrative and Circumstantial Evidence in England*, Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Witthaus, Jan-Henrik (2005): *Fernrohr und Rhetorik. Strategien der Evidenz von Fontenelle bis La Bruyère*, Heidelberg: Winter.